Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“ erscheint täglich zweimal mit Ausnahme der Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlin's bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Belgiens, der Niederlande (holländ. Russlands, Dänemarks, Schwedens und Norwegens und der Donaustaaten; in Berlin bei der Expedition Jerusalemerstr. 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66; Filiale Königstadt: Königstr. 55; Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 41, bei allen Zeitungsspeditoren und Stadtpostämtern.

Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis

auf das „Berliner Tageblatt“ nebst dem illustr. Wochenblatt „ULK“, der illustrirten Montags-Beilage „Heiteres“, der „Deutschen Lesehalle“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft“ vierteljährlich 5 M. 25 Pf., monatlich 1 M. 75 Pf. (für Berlin incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblattes 2 M.); für das Ausland direct pr. Kreuzband 14 M. p. Quart. – Inserate à Zeile 50 Pf. (Berliner „Stadt-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstr. 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstr. 66, Königstr. 55, Prinzenstr. 41 angenommen.

Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nr. 92. Berlin, Sonnabend, den 20. Februar 1886. **XV. Jahrgang.**

Die Verstaatlichung der politischen Bürgerrechte.

Unsere politische Entwickelung im Reiche und ganz besonders in Preußen hat in den letzten Jahren eine Richtung angenommen, welche die schwersten Besorgnisse aller ernsthaft denkenden Menschen hervorzurufen geeignet ist. Auf der einen Seite besitzen wir im Reiche das allgemeine, geheime und unmittelbare Wahlrecht, ein kostbares, unantastbares staatsbürgerliches Gut, das mehr und mehr seine Elementarkraft zu äußern beginnt. Das Gefühl von der diesem Wahlrechte innewohnenden, unwiderstehlichen Macht äußert sich bereits sehr lebhaft in gewissen Schichten unserer Bevölkerung. Die Massen hängen an dieser Errungenschaft, wie an einem erlösenden Evangelium, von dem sie die Linderung aller Noth, die Abstellung aller Uebel erwarten. Die sogenannten geschichtlichen Klassen der Gesellschaft verrathen hingegen ein gewisses Unbehagen im Anblick des jungen Riesen, der nunmehr zum Bewußtsein seiner Kraft gekommen. Wenn man tiefer hinsieht, wird fast unsere gesammte Gesetzgebung auf diesen Punkt hin gestimmt; der unausgesprochene Hintergedanke deutet fast immer auf jenen Umstand hin, wie diesem neuen Gesellschaftsfaktor die gebührende Rechnung zu tragen sei. Es ist nicht blos die sogenannte sozialpolitische Gesetzgebung, welche diesen eigenthümlichen Stempel trägt, sondern manche andere Theile der Gesetzgebung zeigen das nämliche Gepräge deutlich auf. Mit dürren, nackten Worten ist diese Absicht in den betreffenden staatlichen Urkunden nicht ausgesprochen, indessen sie ist darum nicht minder in ihnen vorwaltend. Es liegt eben in der Natur eines jeden festgefügten Staatswesens, daß derartige Absichten nur leise angedeutet werden; denn sonst würde der Staat und seine Leitung gar viel von seiner wesentlichen Bestimmung, „Macht zu sein“, einbüßen. Aber das kann nicht geleugnet werden, unser alter Staat mit seinen hergebrachten, geschichtlich mehr oder weniger gut begründeten Eigenthümlichkeiten und Gewohnheiten ist in ordentlicher Sorge darum, wie er sich mit diesem neuen und unbequemen Eindringling, als welchen man wohl oder übel das gleiche, geheime und unmittelbare Wahlrecht ansieht, abfinden soll.

Als ein Geschenk zu Gunsten der Freiheit ist uns dieses politische Urrecht nicht in den Schooß geworfen worden. Dafür bürgt schon der Name des Gebers. Vielmehr erblickte Fürst Bismarck in ihm das beste Auskunftsmittel, um sich aus allerlei quälenden Verlegenheiten herauszuziehen. Das Auskunftsmittel war ein heroisches, allein der Kanzler traute sich's zu, mit der Anwendung desselben vorzugehen.

Gegenüber diesem auf denkbar breitester Grundlage ruhenden Wahlrechte konnten die verbrauchten Künste einer kleinlichen bürreaukratischen Beeinflussung der einzelnen Stimmberechtigten nicht mehr so recht verfangen. Man mußte sich dazu entschließen, auf eine neue groß angelegte Kampfesweise einzugehen, und man that dies auch wirklich. Der alte Staat beeinflußte gewisse gesellschaftliche Kreise, indem er ihnen Aemter, Würden, Titel, Auszeichnungen verlieh und indem er gewisse ererbte Vorurtheile und Gewohnheiten einzelner großer Familien und Klassen sehr sorgfältig schonte. Der neue Staat hingegen sucht, dem derberen Sinn unserer Zeit entsprechend, seinen Einfluß auf die Massen durch derbere, greifbarere Mittel zu bethätigen. Der Staat wurde in dem denkbar größten Stile ein Arbeitgeber und veränderte auf diese Weise die allgemeine Situation gründlich.

Man wird freilich nicht behaupten dürfen, daß unmittelbar im Gefolge des allgemeinen, gleichen, geheimen Wahlrechts diese Erweiterung des staatlichen Wirthschaftsbetriebs eintreten sei. Allein es stellte sich für die Staatsleitung sehr bald die Nothwendigkeit heraus, gegenüber jenem ungeheuren moralischen Machtmittel, das dem Volke in seiner Gesammtheit ausgeliefert worden war, andererseits die dem Staate bereits zustehenden materiellen Machtmittel zu vermehren und zu verstärken, ohne daß man diese Absicht gerade offen auszusprechen brauchte. Unzweifelhaft waren bei dieser Vermehrung des staatlichen Wirthschaftsbetriebes allgemein wirthschaftliche Gründe mitwirkend. Allein man rückte diese geflissentlich in die erste Linie, um so viel als möglich die politische Bedeutung jener Maßregel nicht in den Vordergrund treten zu lassen. War einmal die vollendete Thatsache da, so konnte man es diesem wirthschaftlichen Staatsbetriebe schon überlassen, seine sehr wichtige moralische Nebenwirkung auf die in jenem Betriebe beschäftigten Bürger zu äußern.

Man wolle sich nur einmal für einen Augenblick vergegenwärtigen, um welch riesige Massen von Beamten und Arbeitern in den unübersehbaren Staatsbetrieben es sich hierbei handelt. In den verstaatlichten Eisenbahnen allein beschäftigt der Minister der öffentlichen Arbeiten nahezu eine Viertel-Million Beamten und Arbeiter aller Arten. Der Post- und Telegraphenbetrieb verlangt nach einer ziemlich genauen Aufstellung zwischen achtzig und neunzig Tausend Menschen. Nehme man hierzu noch die Armeen von Arbeitern, welche das staatliche allgemeine Bauwesen in allen seinen Theilen erfordert, die Menschenkräfte, die im Forstbetrieb, im Bergbau gebraucht werden, und man wird sich einen ungefähren Begriff von der Weite und von der Tiefe der staatlichen Beeinflussung machen können. Mit den ins Unsehbare gesteigerten modernen mechanischen Mitteln hat auch diese gesteigerte modernen Staatseinfluß ausgedrückt findet. Der alte Staat konnte bei seiner Betriebsart eine gewisse patriarchalische Gutmüthigkeit walten und die in seinem Dienst wirkenden Menschen in mancher Richtung frei und ungehindert sich bewegen lassen. Der neue Staat scheint gerade durch das allgemeine und geheime Wahlrecht zu einer schärferen Handhabung seiner Zügel gezwungen. Aber eben deshalb ist es hoch an der Zeit, diesen gesteigerten Staatsbetrieb nicht blos auf seinen wirthschaftlichen Sinn hin zu betrachten, sondern auch seine politische Bedeutung scharf ins Auge zu fassen.

Man wolle nur erwägen, welch ein ziffernmäßig nachweisbares Schwergewicht dieser Staatsarbeitsgeber in die Stimmenwaagschale zu werfen vermag! Nach sorgsam aufgestellten statistischen Ermittelungen beträgt die Zahl der im gesammten Staatsbetriebe beschäftigten Arbeiter und Beamten beinahe eine Million; eine Ziffer, welche ungefähr sechzehn Prozent aller Wahlberechtigten im Reiche überhaupt ausdrückt. Dieses Verhältniß muß man sich klar machen, um die Befürchtung vor der Verstaatlichung der politischen Bürgerrechte gerechtfertigt zu finden. Geht es auf diesem so verhängnißvollen Wege weiter, dann ist die Folge unausbleiblich, daß jede der Staatsleitung mißliebige politische Meinung einfach mundtodt gemacht wird. Und diese mittelbare Unterdrückung jedweder freien Meinungsäußerung ist um so bedenklicher, als sie unter dem Schutze und unter der Vorspiegelung einer in ihrem Wesen so eminent demokratischen Einrichtung geschieht, wie dieses unser Wahlrecht nun einmal ist.

Will man also dieses Grundrecht nicht in sein Gegentheil verwandelt sehen, dann müssen sehr wirksame Schutzvorrichtungen getroffen werden. Zunächst ist es eine sehr ernste Aufgabe der unabhängigen Presse, die öffentliche Meinung unausgesetzt auf diesen wichtigen Punkt hinzulenken. Die Wachsamkeit darf nach dieser Richtung hin nicht nachlassen. Aber hiermit ist noch lange nicht genug gethan. Vielmehr müssen positive Maßregeln in Angriff genommen werden, um diese drohende Verstaatlichung der politischen Rechte aller Bürger wirksam zu verhindern. Das Interesse aller Parteien ist in gleichem Grade an dieser Frage betheiligt, und es sollte sich keine Partei von dieser gemeinsamen Arbeit ausschließen. Die geplante Auffaugung der Privatbetriebe durch den Staat birgt die ernstesten Gefahren für die Freiheit der Meinungen in sich und muß daher mit allen verfügbaren Mitteln bekämpft werden, soll anders nicht eine Art von moderner Staatsleibeigenschaft sich allmählich herausentwickeln.

Die Zeichen am politischen Himmel sind ernst, sehr ernst. Möge es an thatkräftigen, entschlossenen, unverdrossenen Hütern des kostbarsten Gutes der individuellen Freiheit uns nicht fehlen!

Frau Sorge.

[14. Fortsetzung.] Von

Hermann Sudermann.

In dem Winter, der nun folgte, stellte Paul sein Pfeifen gänzlich ein, und noch mehr war ihm das Flötenspielen verleidet. Wenn er daran dachte, stand das Bild jenes Verworfenen vor seinen Augen, der ihm seine Sehnsucht entheiligt hatte.

Elsbeth sah er fortan nicht mehr. Mit Beginn der kalten Jahreszeit war die Religionsstunde aus der Kirche in das Pfarrhaus verlegt, und da sich in demselben kein Raum vorfand, welcher sämmtliche Konfirmanden hätte fassen können, so wurden Knaben und Mädchen gesondert unterrichtet. Bisweilen zwar erblickte er Elsbeths Wagen an sich vorüberfahren, aber sie selbst war so sehr in Pelze und Tücher vermummt, daß von ihrem Gesichte nichts zu erkennen war. Er wußte nicht einmal, ob sie ihn bemerkt hatte.

Zu derselben Zeit hatte er vielen Aerger mit den Brüdern Erdmann, die ihn bis aufs Blut zu quälen wußten. Er war vollständig wehrlos ihnen gegenüber, denn jeder einzelne hatte doppelt so viel Kraft, als er; auch griffen sie ihn immer zu Zweien an, und während der eine ihn festhielt, zwackte ihn der andere. Nicht daß die Beiden von Grund aus boshafte Geschöpfe gewesen wären, im Gegentheil, gegen die Anderen wußten sie Wohlwollen und Großmuth zu üben, aber gerade seine stille, in sich versunkene Natur war ihnen in tiefster Seele verhaßt. Sie schalten ihn einen Mucker, einen Kopfhänger, und wenn sie ihn gepriigelt hatten, sagten sie: „So, nun zeige uns an, das würde prächtig zu Dir passen.“

Sein Groll gegen diese Widersacher schwoll höher und höher. Oft machte er sich Vorwürfe, daß er sich feige und ehrlos betrüge. und beschuldigte sich niedriger, knechtischer Gesinnung. Eines Tages, als er auf dem beschneiten Hofe hin und her lief, redete er sich so sehr in Zorn hinein, daß er beschloß, sich jener bösen Brüder zu entledigen und wenn es sein eigen Leben kostete. — Er lief in den Stall, wo der Schleifstein stand, thaute das in der Bütte gefrorene Wasser auf und schärfte sein Taschenmesser, bis es einen Streifen dünnsten Seidenpapiers durchschnitt. Als er aber am nächsten Montag aufs Neue durchgepriigelt wurde, fand er nicht den Muth, es aus der Tasche zu ziehen, und mußte sich nun aufs Neue ob seiner Feigheit Vorwürfe machen. Er verschob es auf das nächste Mal — aber dabei blieb es.

Auch von dem Vater hatte er Vieles zu erdulden. Derselbe trug sich neuerdings wieder mit großen Plänen, und wenn er das that, fühlte er sich stets sehr erhoben und war auf Paul, den er ob seines kleinlichen Sinnes verachtete, besonders schlecht zu sprechen.

„Warum ist auf den Jungen nicht der leiseste Funken meines Genies übergegangen?“ sagte er, „wie schön könnte ich ihn dann zum Handlanger für meine Pläne erziehen. — Aber — er ist zu stupide — Hopfen und Malz sind an ihm verloren.“

Er hatte jetzt die Absicht, zur Ausbeutung seines Moores eine Aktiengesellschaft zu gründen, große Kapitalien aufzubringen und sich selbst zum Direktor mit so und soviel tausend Thalern Gehalt ernennen zu lassen. Er fuhr allwöchentlich zwei bis dreimal zur Stadt und war oft am zweiten Tage noch nicht zu Hause.

„Es hält schwer,“ sagte er dann, wenn er seinen Rausch ausgeschlafen hatte, „aber ich werde die Filze schon rankriegen. Auch der Douglas, der Protz, muß mir bluten. Wenn ich nur wüßte, wie ich ihn mir einmal greifen könnt'? Helenenthal betrete ich nie wieder, schon um nicht zu sehen, wie der Kerl es hat verwahrlosen lassen — denn das hat er jedenfalls — und in der Stadt bekommte ich ihn nie zu sehen. Aber bluten — bluten muß er. Wenn er nicht einen Scheffel Aktien zeichnet, soll ihn der Teufel holen.“

Frau Elsbeth hörte das Alles traurig an, ohne ein Wort zu sagen, Paul aber pflegte hinterher heimlich den Schlüssel des Schuppens vom Brette zu nehmen, um mit der „schwarzen Suse“ stumme Zwiesprach zu halten. Er hatte nun einmal den Glauben, daß von ihr die Rettung käme.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als die Osterfeiertage vorüber waren, wurde der Religionsunterricht aufs Neue in die Kirche verlegt. Knaben und Mädchen kamen nach halbjähriger Trennung wieder zusammen.

Elsbeth hatte sich während des Winters sehr verändert. Sie sah nun beinahe aus wie eine erwachsene Dame. Sie trug ein halblanges Kleid und hatte das Haar über der Stirne in Löckchen aufgeröll. Paul grüßte sie sehr bekommen; ihm war zu Muthe, als paßte er nicht mehr zu ihr — aber sie stand von ihrem Sitze auf, ging ihm drei Schritte entgegen und drückte ihm vor Aller Augen herzlich die Hand. In der darauf folgenden Stunde wurde unter den Knaben ein Blatt herumgereicht, welches viel Heiterkeit erregte. Dasselbe trug die von allerhand Schnörkeln umgebenen Worte:

„Als Verlobte empfehlen sich:
Paul Meyhöfer,
Elsbeth Douglas.“

Die Schrift war die des jüngeren Erdmann. Pauls Hand suchte nach seinem Messer, für einen Moment war ihm zu Muthe, als könnte er es hier mitten in der Kirche gegen seinen Nachbarn zücken; er zerrte ihm das Blatt aus der Hand und riß es in Fetzen.

Elsbeth sah verwundert zu ihm herüber, und der Pfarrer rief ihn zur Ruhe. Nun erschrak er über seine eigene Kühnheit. Die Erdmänner mußten ihm wohl angemerkt haben, daß er in diesem Punkte nicht mit sich scherzen ließe, und machten keinen ferneren Versuch, ihn mit Elsbeth aufzuziehen. . . . .

Am letzten Sonntage vor Pfingsten war die Einsegnung. Paul hatte die Nacht über nicht schlafen können, vor Sonnenaufgang stand er leise auf, zog die neuen schwarzen Tuchkleider an, welche die gute Tante ihm zu diesem Feste geschenkt hatte, und machte einen Rundgang über den stillen Hof und die thauigen Felder, bis zu dem Moore hin, das mit seinem Blumengewande gar feiertäglich vor ihm lag.

Im Angesicht der aufgehenden Sonne faltete er seine Hände und sprach ein inbrünstiges Gebet. Mit diesem Tage wollte er ein neues, besseres Leben beginnen, alle Unbill vergeben und seine Feinde lieben, wie es Jesus Christus befohlen... Da fiel ihm das Messer ein, das er einst für die Erdmänner geschliffen, er riß es aus der Tasche und schleuderte es mitten in das Moor hinein,

---

Hierzu für die auswärtigen Abonnenten „Deutsche Lesehalle“ Nr. 8.